

Mein erstes Gedicht.

Humoreske von Ute Muelkenbach.

"Weißt Du", sagte mein Gatte, als er zu mir in die Küche trat. "Willst Du mich nicht ein wenig mit Gedicht? Wie wohl ist dem, der dann und wann ein Gedicht dichten kann!" Aber ich, seit wann schreibe ich denn in solchen Hochgefühlen? Du hättest mich wenigstens schonend darauf vorbereiten sollen, statt mich das Blatt mit Versen von Dir völlig abzumungslos auf Deinem Schreibtisch finden zu lassen!

big. Bedenken Sie nur auch die letzte Strophen. Ich könnte Sie allenfalls zu einem Logierbuch im Mai bei uns hier drängen bitten, aber dazu brauche ich Sie nicht erst anzubitten, Sie wissen ohne das, welche Freude Sie uns machen würden. — Ihre Dichter ist anpruchsvoller, der schließt mit einem richtigen Heiratsantrag. Das Gedicht ist allen Ernstes nicht von mir.

geht. Aber es kam anders. Ich hatte wenig Gedicht mit, und da ich in Civil ausgeben wollte, zog ich einfach einen Anzug meines Bruders an; wir sind von gleichem Wuchs. In der Ueberzieherfalte inhiert etwas. Ich denke, es ist irgend eine Ueberlieferung oder etwas und will es Ernst bringen, da erkenne ich ein Gedicht, das für meine Begriffe wunderbar schön war. Jedenfalls von Käthe, denke ich bei mir, denn es war von weiblicher Hand geschrieben, und führte das Manuskript aus. Zu Hause schreibe ich es sauber ab, schide es dreist als eigenes Gedicht an die junge Dame und atme erleichtert auf, weil ich die Sache jetzt für erledigt halte. Aber die Strafe folgte meinem Verbrechen wie der Donner auf den Blitz. Anderen Tags wurde ich zum Kommandierenden befohlen, der sich bewundernd über mein Talent auspricht und mir austrägt, ein Festgedicht zum Geburtstag Seiner Majestät zu dichten. Ich war also wieder ganz auf Schwester Käthe angewiesen. Sofort setzte ich mich hin und schrieb ihr einen langen Brief voller Reue und mit der Bitte, mir noch diesmal aus der Klemme zu helfen. Umgehend erhielt ich dann die Antwort, daß ich das erste Gedicht nicht ihr, sondern Ihrem Herrn Gemahl oder einem anderen bekannten Dichter entwerfen habe. Und nun bin ich hier, um dem Dichter die Bitte zu thun und mich zu jeder Hilfe bereit zu erklären. Wenn Sie mich mit Ihrer gültigen Fürsprache unterstützen wollten, wäre ich Ihnen sehr dankbar!

Raimund Flockel, der Haus-tyrann. Humoreske von H. H. Es gibt Menschen, welche schon vermöge ihrer äußeren Erscheinung der Mitwelt deutlich zu erkennen geben, was man von ihnen zu halten hat. So deutet zum Beispiel Herr Raimund Flockel, der Held dieser wahrhaftigen Geschichte, ganz abgesehen von seinem gedrückten, scheuen Benehmen, schon durch seine auffallenden D-Beine sozusagen symbolisch an, daß er die Null im Hause sei. Nichtsdestoweniger liebt es Herr Flockel, im Kreise seiner Kollegen sich auf den gestrigen Ehemann hinauszuplätzen, der zu Hause nur sein Wort gelten lasse und das Wort „Rantoffelheld“ nur vom Hörensagen kenne. Warum er nie in's Wirtshaus gehe? Du lieber Gott! Er sei eben kein solcher Wirtshausbruder und lese des Abends am liebsten ein gutes Buch; das amüsiere ihn viel besser als das leere Strohrednerei am Stammtisch. Die Kollegen schwiegen. Wiederlegen konnten sie ihn ja doch nicht, den Brambarbas; aber heimlich beschloffen sie, ihm doch einmal auf den Zahn zu fühlen, wie es denn eigentlich mit seiner ehelichen Machtverhältnisse bestellt sei. Die Gelegenheit hiezu fand sich bald. An einem schönen Juni-Tage brachte einer der Beamten ein Körbchen voll herrlich duftender Walderdbeeren in's Bureau, hielt es jedem der Kollegen unter die Nase und fragte schließlich Herrn Flockel mit kokettem Lächeln: „Na, was glauben Sie, Herr Flockel, was mit diesen Erdbeeren geschieht?“ „Was soll mit ihnen geschehen? — verpilzt werden sie natürlich!“ „Doch! Weit gefehlt; eine Erdbeerbombe wird daraus bereitet!“ „Erdbeerbombe? ... Habe noch nie von einer solchen gehört; muß wohl nicht übel schmecken!“ „Na, das glaub' ich; etwas Feineres gibt's überhaupt nicht! — Wenn Sie mithalten wollen, Herr Flockel, wir kommen heute Abend um sieben Uhr im „Schwarzen Kater“ zusammen; ich werde das Körbchen gleich zur Wirtshaus schicken.“ Dem guten Flockel wässerten die Zähne. „Mittags! O ja! das heißt...“ „...meint es Ihre Frau erlaubt!“ „Doch! Die hat mir nichts zu verbieten und nichts zu erlauben!“ „Na also, denn...“ „Gut! Ich nehme Ihre Einladung an; also heute Abend um sieben im „Schwarzen Kater!“ „Gleich! Es wird ein ganz herrlicher, froher Abend werden; kommen Sie nur auch ja pünktlich, Herr Flockel!“ Als Herr Flockel, der Haus tyrann, am Nachmittag nach Bureauaufschluß heimkehrte — nicht ohne daß er sich zuvor die Schuhe gründlich abgestreift und gereinigt hatte — bot er seiner Gattin einen freundlich — schüchternen „Guten Abend!“ und ließ sich in seinen Sorgenstuhl nieder. Ohne seinen Gruß weiter zu beachten, begann Frau Flockel zu inquiren: „Hast Du die Schuhe gut ab'pußt, Raimund?“ „Ja, liebe Brigitte!“ „Warst siehig heut' im Bureau?“ „D, freilich, war ich siehig, liebes Frauerl!“ „Na, ich möcht' Dir's auch nicht rauben! — Hast von Deinem Taschengeld vielleicht wieder was ausgegeben?“ „D nein! Wo denkst Du hin, theuerste!“ „Schon gut! Aber Du weißt, seit demals, wo Du Dir ein Cigarre gleich um fünfzehn Pfennig kaufst, trau ich Dir immer recht über den Weg fünfzehn Pfennige für eine Cigarre. Mich schaudert's heute noch.“ Herr Flockel seufzte in sich hinein. Die fünfzehn = Pfennig = Cigarre, welche er sich vor drei Jahren einmal in einer Anwaltskanzlei jugendlichen Leichtsinns gekauft hatte, kam er nun Tag für Tag in den verschiedenartigsten Variationen vorzuführen; er hätte nie gedacht, welche gültigen Nachwirkungen dieses bischen Nitotin haben werde. Doch, Kopf hoch! Heute halt es, der Welt zu zeigen, daß er kein Rantoffelheld sei, daß er auch einmal in's Wirtshaus gehen könne, wenn er nur wolle, und — und seine Brigitte nichts dazwischen habe. Ihr geradeaus zu sagen: heute Abend geht ich zum „Schwarzen Kater“, getraute er sich nicht. Da galt es also, eine glaubwürdige Ausrede zu erfinden, die sein ungewohntes abendliches Fortgehen plausibel machen konnte. Herr Flockel sann hin und her. Endlich hatte er's! Er nahm eine leidende Witwe an, drückte sein Tschingel an die Wangen und seufzte vernichtend. Seine Gattin wurde aufmerksam. „Was hast denn schon wieder, Du alter Rantoffelheld?“ fragte sie in ihrer liebevollen Weise. „Oh! Oh! Schönste Flockel, mein rechter Augenzahn gibt mir heut' schon den ganzen Tag keine Ruhe!“ „Ah, papperlapp! Wird weiter was sein; ihr Männer macht immer ein Wesen draus, wenn euch einmal etwas ein bißel weh thut! Leg' Dich in's Bett und bed' Dich warm zu, Du alte Schlafmüde; bis morgen früh ist Alles wieder gut!“ „D nein! Ich halt's ja kaum aus, wenn ich Schmerzen und könnt' die ganze Nacht nicht schlafen!“ wimmerte Flockel. „Na, zeig' einmal, wo ist denn der wehe Kerl! ... Was, der ist's? Ja, der ist doch gar nicht einmal fertig!“ „Freilich nicht; aber wurgelkrant muß er sein. Es ist das beste, ich gehe gleich zum Doktor und laß' mir ihn reiß'n!“ ächzte der Heuchler mit einem Blick auf die Schwarzwälderbrüder, deren Zeiger schon auf ein halb sieben standen, und wollte nach Hut und Stod langen. „Nein, Raimund!“ kam es da melschhaft von den Lippen seiner Frau, „Du bleibst! Zu solch' später Abendstunde geht ein anständiger Ehemann nicht mehr allein auf die Gasse. Wenn ich angezogen wäre, würde ich Dir gern das Opfer bringen — Du weißt, ich thue Alles für Dich — und Dich zum Zahnarzt begleiten; so werde ich denn das Wädhchen um ihn schicken, damit er Dir hier im Hause den Zahn reißt! ... Was, Du wartest lieber bis morgen früh? — Du nein, da wird nichts draus! Damit Du mir vielleicht die ganze Nacht etwas vorjammert, so wie vor zwei Jahren, wo Du das Wimmerl am — am — Rücken hatte!“ „Aber, liebe Brigitte“, wehrte sich der arme Flockel, „es ist ja erst ein halb sieben; in längstens einer Stunde bin ich wieder da!“ „Nein, ich dulde dieses abendliche Fortgehen unter keinen Umständen; Du bleibst, und Marie holt den Doktor Klaus!“ Vernichte! sank der Unglückliche in sich zusammen. Ute, Erdbeerbombe! Ute, Du schöner guter Augenzahn! Doch vielleicht ließ sich mit dem Doktor noch reden, um, wenn schon nicht die Erdbeerbombe, so doch wenigstens den vollständig gesunden Zahn zu retten. Brigitte, die besorgte Gattin, begann schon die „Schlachtdant“ zuzurichten; sie stellte ein Lavoir und ein Glas Wasser mit einigen Tropfen Essig darin, zum Mundauspülen bereit und hängte ein Handtuch über die Stuhllehne. Aengstlichen Blickes verfolgte Flockel die unheimlichen Zurüstungen, und mehr als einmal war er in seiner Verzweiflung nahe daran, seiner Gattin Alles zu gestehen; aber der Gedanke an die unaussprechlich schrecklichen Folgen dieses Bekenntnisses ließ ihn selbst den Verlust seines Augenzahnes als ein Kinderpiel betrachten, und so verzerrte er lieber in dumpfem Schweigen. Endlich, nach ungefähr einer Viertelstunde, erschien der Zahnarzt, sichtlich überlaut, daß man ihn zu spät Stunde noch belächelte. — Schon bei seinem Eintritt sah Flockel in seiner Rechten jenes schreckliche Instrument blitzen, welches jeder an Zahnoth leidende Mensch nur mit Grauen zu betrachten vermag und, mit beiden Händen abnehmend, rief er in den kläglichsten Tönen: „Nicht reiß'n, Herr Doktor! Nicht reiß'n — der Zahnschmerz hat schon ganz nachgelassen!“ „Ja, ja, das können wir sehen.“ lächelte jedoch jener factisch, „immer, wenn der Doktor mit der Zange kommt, ist's mit 'm Zahnschmerz vorbei! Machen Sie einmal gefälligst den Mund auf!“ „Ach, Herr Doktor!“ wimmerte Flockel und preßte die Zähne aufeinander, „mir thut wirklich gar nichts mehr!“ „Na, machen Sie nur 'mal den Mund auf!“ Herr Flockel gehorchte noch immer nicht, und erst als seine Frau mit einer Stimme, die gewohnt war, keinen Widerspruch zu dulden, ihm zurief: „Wird Du gleich die Klappe aufmachen, Du...“ öffnete er fast mechanisch den Mund. „Welcher ist's denn?“ fragte der Zahnarzt. „Der rechte Augenzahn ist's, hat er gesagt!“ „Ja, der ist ja gar nicht einmal fertig!“ „Aber wurgelkrant ist er, Herr Doktor, hat er vorhin gemurmelt!“ „D, Herr Doktor“, stotterte Flockel, „ich hab' ja bloß ins — weiter kam er aber nicht; mit geschüttelter Hand hatte der Zahnarzt die Zange angelegt, ein Rud, ein Krachen, ein Schei und — der Zahn war herauf! Während der arme Ehemann, beinahe weinend vor Schmerz und Wuth, noch spatzte und spülte, klagelte es draußen und einen Augenblick später trat ein Herr — ein Kollege Flockel's — in's Zimmer und sagte: „Parson, wenn ich höre, aber ich wollte mich nur erkundigen, ob Herr Flockel — ah, da ist er ja! — heute nicht zum „Schwarzen Kater“ kommt, so wie er es versprochen; die Erdbeerbombe ist ausgezeichnet gerathen!“ Frau Flockel machte ein paar Augen, so groß wie Wagenräder. „Schwarzer Kater? — Erdbeerbombe!“ — nun ging ihr ein Licht auf. „Also darum wollte dieser abgefeimte Heuchler durchaus heute noch zum Zahnarzt gehen!“ Herr Flockel wurde bald heiß, bald kalt, als er den alles erathenden Blick seines Weibchens bemerkte; er that aber so, als ob er nur mit dem Auspülen der Zahnwunde beschäftigt sei. „Mine Herr“, erwiderte darum Frau Brigitte mit eisiger Kälte, „sagen Sie den Herren Kollegen meines Mannes, daß es mir sehr leid thut, wenn sie keine Anwesenheit bemerken, aber ein anständiger Ehemann gehört längstens um neun Uhr Abends in's Bett — nicht wahr, lieber Raimund?“ Flockel, mit einem Mund voll Wasser, midte eifrig. „Also wollen Sie, Herr Flockel, wirklich nicht wenigstens auf ein Stündchen mitkommen?“ „Doch er will oder nicht will“, erwiderte statt seiner die Frau, „ist ganz egal, mein Herr; vor Allem kommt es darauf an, ob ich so etwas erlaube — nicht wahr, lieber Raimund?“ Der „liebe Raimund“ midte abermals zustimmend und sein Kollege, der nun ganz genau wußte, was von der Hausherrin würde Flockel's zu halten war, empfahl sich jetzt mit einem dem Doktor, um seine gemachten Beobachtungen im „Schwarzen Kater“ zum Besten zu geben. Viele Jahre sind seit jenem Abend vergangen, aber wie eine Erdbeerbombe schmeckt, das weiß Herr Flockel heute noch nicht. Woher kommt das Wort „Hagelsturm“? In dem soeben erschienenen Buch von U. Günther „Deutsche Rechtsaltertümer in unserer heutigen deutschen Sprache“ wird ausgeführt, daß das Wort keineswegs mit „Hagel“ in Verbindung gebracht werden darf. Viel mehr ist es abzuleiten vom althochdeutschen „hag“, Hag, d. h. umzäunter Grundbesitz, und „stall“ (vom gotischen staldan = bestallen, besigen), bedeutete also so viel wie „Hagbesitzer“, Besitzer eines wenig werthvollen Gutes. Ein solches wurde — nach uralter, bei den Bauern noch heute vielfach geltender Sitte — häufig den jüngeren Söhnen einer Familie gegeben, die dann auch noch in einem Abhängigkeitsverhältnis zu dem durch den Besitz des Hauptbesitzes (Herenhofes) begünstigten ältesten Bruder standen und in der Regel unverheiratet blieben. Wegen dieses letzteren Umstandes wurde dann der Ausdruck Hagelstall schon im frühen Mittelalter schlechthin für die Unverheirateten gebraucht. — Eine noch einfachere Erklärung des Wortes hat schon vor längerer Zeit Heinrich Brucher in seiner „Deutschen Rechts-Geschichte“ gegeben. Er weist darauf hin, daß die altfriesische Gefolgsleute, solange sie am Hofe des Herrn weilten, unverheiratet bleiben mußten; diese Gefolgsleute aber hießen „Hagelsteden“. Die nachfolgende Anekdote vom Kaiserlichen Hofe. wird der „General = Verstehrs = Zeitung“ in verbürgter Weise erzählt. Bevor die Prinzen das elterliche Haus verließen, wurden die Mahlzeiten meistens gemeinsam eingenommen. Besonders liebte es die Kaiserin zuweilen ein besonderes Lieblichgericht ihres hohen Gemahls selbst zu bereiten. Als dies einmal wieder geschehen war, stellte es sich heraus, daß der Kaiser zufällig ohne Appetit war, und das von der Kaiserin bereitete Gericht nicht unterließ. Niedergeschlagen meinte sie: „Schade, ich habe mir damit so viele Mühe gegeben, die war nun ganz vergebens.“ „Ja“, sagte der Kaiser lächelnd, „Alles ist eitel!“ und blickte auf den stets mit einem beneidenswerthen Appetit ausgerüsteten Prinzen Gisel. Derselbe nahm sich sofort der ledernen Speise an. Im Handumdrehen war dieselbe verzehrt. „Habe ich's nicht gesagt!“ lachte der Kaiser, „Alles ist eitel!“ Kurze Hofnung. „Mar, pump' mir nochmal zehn Merl!“ „Ist mir heute leider unmöglich; — aber ich gehn, wenn Du wieder kommst, mit Bezaugnen!“ „Kann ich mich drauf verlassen?“ „Gewiß! Du hast ja versprochen, mir morgen die zuletzt gepumpten zehn Merl wiederzugeben!“ Wäre Gefährde. Die Kunst für das Volk! Im „Boerscheibum“ einer Rentiermännin in H. findet sich, von der Mutter Hand geschrieben, folgender poetische Erguß: „Der Wino wehelt leife durch den Reimen. Dieses wünscht Dich Deine Dir lebende Mutter.“ — Hoffentlich geht der Wunsch in Erfüllung. Historische Befügung. Teurich: „Sind die Eier auch frisch?“ Wirth (bei dem ein Kolar aus der Stadt als Sommerfrischler wohnt): „Jawohl! Der Herr Kolar war persönlich zugegen!“ Annotet. Braundin: „Na, hat Dir Dein Bräutigam das Gemälde, das Du so gut gefallst, gekauft?“ Die alljährliche Braut: „Na, warum nicht gar! ... Der ist so geizig, daß er sogar die Gemälde, die er mir schenkt, selbst macht!“ Modern. Herr (zum Comitemitglied eines Wohlthätigkeitsvereins): „Wie find denn die Ausichten für Euer Feß?“ Comitemitglied: „D, schlechte! Bis jetzt sind 33 Sängern, 5 hrische Tendre, 8 Deklamatoren anemmel und 4 Eintrittskarten verkauft!“ Rückfichtsvoll. Parvenüsgattin (zu dem eingeladenen Nordpolfahrer): „Ich habe Ihnen den Sektflüßel mit Eis unter dem Stuhl gestellt, Herr Professor. ... Sie haben es gewiß gern ein wenig kalt!“ Ausrede. Sie: „Also der Gerichtshof hat Dich wirklich verurtheilt?“ Er: „Ja, die Leute sind gar zu rechtshaberlich.“

Nacht nicht schlafen!“ wimmerte Flockel. „Na, zeig' einmal, wo ist denn der wehe Kerl! ... Was, der ist's? Ja, der ist doch gar nicht einmal fertig!“ „Freilich nicht; aber wurgelkrant muß er sein. Es ist das beste, ich gehe gleich zum Doktor und laß' mir ihn reiß'n!“ ächzte der Heuchler mit einem Blick auf die Schwarzwälderbrüder, deren Zeiger schon auf ein halb sieben standen, und wollte nach Hut und Stod langen. „Nein, Raimund!“ kam es da melschhaft von den Lippen seiner Frau, „Du bleibst! Zu solch' später Abendstunde geht ein anständiger Ehemann nicht mehr allein auf die Gasse. Wenn ich angezogen wäre, würde ich Dir gern das Opfer bringen — Du weißt, ich thue Alles für Dich — und Dich zum Zahnarzt begleiten; so werde ich denn das Wädhchen um ihn schicken, damit er Dir hier im Hause den Zahn reißt! ... Was, Du wartest lieber bis morgen früh? — Du nein, da wird nichts draus! Damit Du mir vielleicht die ganze Nacht etwas vorjammert, so wie vor zwei Jahren, wo Du das Wimmerl am — am — Rücken hatte!“ „Aber, liebe Brigitte“, wehrte sich der arme Flockel, „es ist ja erst ein halb sieben; in längstens einer Stunde bin ich wieder da!“ „Nein, ich dulde dieses abendliche Fortgehen unter keinen Umständen; Du bleibst, und Marie holt den Doktor Klaus!“ Vernichte! sank der Unglückliche in sich zusammen. Ute, Erdbeerbombe! Ute, Du schöner guter Augenzahn! Doch vielleicht ließ sich mit dem Doktor noch reden, um, wenn schon nicht die Erdbeerbombe, so doch wenigstens den vollständig gesunden Zahn zu retten. Brigitte, die besorgte Gattin, begann schon die „Schlachtdant“ zuzurichten; sie stellte ein Lavoir und ein Glas Wasser mit einigen Tropfen Essig darin, zum Mundauspülen bereit und hängte ein Handtuch über die Stuhllehne. Aengstlichen Blickes verfolgte Flockel die unheimlichen Zurüstungen, und mehr als einmal war er in seiner Verzweiflung nahe daran, seiner Gattin Alles zu gestehen; aber der Gedanke an die unaussprechlich schrecklichen Folgen dieses Bekenntnisses ließ ihn selbst den Verlust seines Augenzahnes als ein Kinderpiel betrachten, und so verzerrte er lieber in dumpfem Schweigen. Endlich, nach ungefähr einer Viertelstunde, erschien der Zahnarzt, sichtlich überlaut, daß man ihn zu spät Stunde noch belächelte. — Schon bei seinem Eintritt sah Flockel in seiner Rechten jenes schreckliche Instrument blitzen, welches jeder an Zahnoth leidende Mensch nur mit Grauen zu betrachten vermag und, mit beiden Händen abnehmend, rief er in den kläglichsten Tönen: „Nicht reiß'n, Herr Doktor! Nicht reiß'n — der Zahnschmerz hat schon ganz nachgelassen!“ „Ja, ja, das können wir sehen.“ lächelte jedoch jener factisch, „immer, wenn der Doktor mit der Zange kommt, ist's mit 'm Zahnschmerz vorbei! Machen Sie einmal gefälligst den Mund auf!“ „Ach, Herr Doktor!“ wimmerte Flockel und preßte die Zähne aufeinander, „mir thut wirklich gar nichts mehr!“ „Na, machen Sie nur 'mal den Mund auf!“ Herr Flockel gehorchte noch immer nicht, und erst als seine Frau mit einer Stimme, die gewohnt war, keinen Widerspruch zu dulden, ihm zurief: „Wird Du gleich die Klappe aufmachen, Du...“ öffnete er fast mechanisch den Mund. „Welcher ist's denn?“ fragte der Zahnarzt. „Der rechte Augenzahn ist's, hat er gesagt!“ „Ja, der ist ja gar nicht einmal fertig!“ „Aber wurgelkrant ist er, Herr Doktor, hat er vorhin gemurmelt!“ „D, Herr Doktor“, stotterte Flockel, „ich hab' ja bloß ins — weiter kam er aber nicht; mit geschüttelter Hand hatte der Zahnarzt die Zange angelegt, ein Rud, ein Krachen, ein Schei und — der Zahn war herauf! Während der arme Ehemann, beinahe weinend vor Schmerz und Wuth, noch spatzte und spülte, klagelte es draußen und einen Augenblick später trat ein Herr — ein Kollege Flockel's — in's Zimmer und sagte: „Parson, wenn ich höre, aber ich wollte mich nur erkundigen, ob Herr Flockel — ah, da ist er ja! — heute nicht zum „Schwarzen Kater“ kommt, so wie er es versprochen; die Erdbeerbombe ist ausgezeichnet gerathen!“ Frau Flockel machte ein paar Augen, so groß wie Wagenräder. „Schwarzer Kater? — Erdbeerbombe!“ — nun ging ihr ein Licht auf. „Also darum wollte dieser abgefeimte Heuchler durchaus heute noch zum Zahnarzt gehen!“ Herr Flockel wurde bald heiß, bald kalt, als er den alles erathenden Blick seines Weibchens bemerkte; er that aber so, als ob er nur mit dem Auspülen der Zahnwunde beschäftigt sei. „Mine Herr“, erwiderte darum Frau Brigitte mit eisiger Kälte, „sagen Sie den Herren Kollegen meines Mannes, daß es mir sehr leid thut, wenn sie keine Anwesenheit bemerken, aber ein anständiger Ehemann gehört längstens um neun Uhr Abends in's Bett — nicht wahr, lieber Raimund?“ Flockel, mit einem Mund voll Wasser, midte eifrig. „Also wollen Sie, Herr Flockel, wirklich nicht wenigstens auf ein Stündchen mitkommen?“ „Doch er will oder nicht will“, erwiderte statt seiner die Frau, „ist ganz egal, mein Herr; vor Allem kommt es darauf an, ob ich so etwas erlaube — nicht wahr, lieber Raimund?“ Der „liebe Raimund“ midte abermals zustimmend und sein Kollege, der nun ganz genau wußte, was von der Hausherrin würde Flockel's zu halten war, empfahl sich jetzt mit einem dem Doktor, um seine gemachten Beobachtungen im „Schwarzen Kater“ zum Besten zu geben. Viele Jahre sind seit jenem Abend vergangen, aber wie eine Erdbeerbombe schmeckt, das weiß Herr Flockel heute noch nicht. Woher kommt das Wort „Hagelsturm“? In dem soeben erschienenen Buch von U. Günther „Deutsche Rechtsaltertümer in unserer heutigen deutschen Sprache“ wird ausgeführt, daß das Wort keineswegs mit „Hagel“ in Verbindung gebracht werden darf. Viel mehr ist es abzuleiten vom althochdeutschen „hag“, Hag, d. h. umzäunter Grundbesitz, und „stall“ (vom gotischen staldan = bestallen, besigen), bedeutete also so viel wie „Hagbesitzer“, Besitzer eines wenig werthvollen Gutes. Ein solches wurde — nach uralter, bei den Bauern noch heute vielfach geltender Sitte — häufig den jüngeren Söhnen einer Familie gegeben, die dann auch noch in einem Abhängigkeitsverhältnis zu dem durch den Besitz des Hauptbesitzes (Herenhofes) begünstigten ältesten Bruder standen und in der Regel unverheiratet blieben. Wegen dieses letzteren Umstandes wurde dann der Ausdruck Hagelstall schon im frühen Mittelalter schlechthin für die Unverheirateten gebraucht. — Eine noch einfachere Erklärung des Wortes hat schon vor längerer Zeit Heinrich Brucher in seiner „Deutschen Rechts-Geschichte“ gegeben. Er weist darauf hin, daß die altfriesische Gefolgsleute, solange sie am Hofe des Herrn weilten, unverheiratet bleiben mußten; diese Gefolgsleute aber hießen „Hagelsteden“. Die nachfolgende Anekdote vom Kaiserlichen Hofe. wird der „General = Verstehrs = Zeitung“ in verbürgter Weise erzählt. Bevor die Prinzen das elterliche Haus verließen, wurden die Mahlzeiten meistens gemeinsam eingenommen. Besonders liebte es die Kaiserin zuweilen ein besonderes Lieblichgericht ihres hohen Gemahls selbst zu bereiten. Als dies einmal wieder geschehen war, stellte es sich heraus, daß der Kaiser zufällig ohne Appetit war, und das von der Kaiserin bereitete Gericht nicht unterließ. Niedergeschlagen meinte sie: „Schade, ich habe mir damit so viele Mühe gegeben, die war nun ganz vergebens.“ „Ja“, sagte der Kaiser lächelnd, „Alles ist eitel!“ und blickte auf den stets mit einem beneidenswerthen Appetit ausgerüsteten Prinzen Gisel. Derselbe nahm sich sofort der ledernen Speise an. Im Handumdrehen war dieselbe verzehrt. „Habe ich's nicht gesagt!“ lachte der Kaiser, „Alles ist eitel!“ Kurze Hofnung. „Mar, pump' mir nochmal zehn Merl!“ „Ist mir heute leider unmöglich; — aber ich gehn, wenn Du wieder kommst, mit Bezaugnen!“ „Kann ich mich drauf verlassen?“ „Gewiß! Du hast ja versprochen, mir morgen die zuletzt gepumpten zehn Merl wiederzugeben!“ Wäre Gefährde. Die Kunst für das Volk! Im „Boerscheibum“ einer Rentiermännin in H. findet sich, von der Mutter Hand geschrieben, folgender poetische Erguß: „Der Wino wehelt leife durch den Reimen. Dieses wünscht Dich Deine Dir lebende Mutter.“ — Hoffentlich geht der Wunsch in Erfüllung. Historische Befügung. Teurich: „Sind die Eier auch frisch?“ Wirth (bei dem ein Kolar aus der Stadt als Sommerfrischler wohnt): „Jawohl! Der Herr Kolar war persönlich zugegen!“ Annotet. Braundin: „Na, hat Dir Dein Bräutigam das Gemälde, das Du so gut gefallst, gekauft?“ Die alljährliche Braut: „Na, warum nicht gar! ... Der ist so geizig, daß er sogar die Gemälde, die er mir schenkt, selbst macht!“ Modern. Herr (zum Comitemitglied eines Wohlthätigkeitsvereins): „Wie find denn die Ausichten für Euer Feß?“ Comitemitglied: „D, schlechte! Bis jetzt sind 33 Sängern, 5 hrische Tendre, 8 Deklamatoren anemmel und 4 Eintrittskarten verkauft!“ Rückfichtsvoll. Parvenüsgattin (zu dem eingeladenen Nordpolfahrer): „Ich habe Ihnen den Sektflüßel mit Eis unter dem Stuhl gestellt, Herr Professor. ... Sie haben es gewiß gern ein wenig kalt!“ Ausrede. Sie: „Also der Gerichtshof hat Dich wirklich verurtheilt?“ Er: „Ja, die Leute sind gar zu rechtshaberlich.“

„Also wollen Sie, Herr Flockel, wirklich nicht wenigstens auf ein Stündchen mitkommen?“ „Doch er will oder nicht will“, erwiderte statt seiner die Frau, „ist ganz egal, mein Herr; vor Allem kommt es darauf an, ob ich so etwas erlaube — nicht wahr, lieber Raimund?“ Der „liebe Raimund“ midte abermals zustimmend und sein Kollege, der nun ganz genau wußte, was von der Hausherrin würde Flockel's zu halten war, empfahl sich jetzt mit einem dem Doktor, um seine gemachten Beobachtungen im „Schwarzen Kater“ zum Besten zu geben. Viele Jahre sind seit jenem Abend vergangen, aber wie eine Erdbeerbombe schmeckt, das weiß Herr Flockel heute noch nicht. Woher kommt das Wort „Hagelsturm“? In dem soeben erschienenen Buch von U. Günther „Deutsche Rechtsaltertümer in unserer heutigen deutschen Sprache“ wird ausgeführt, daß das Wort keineswegs mit „Hagel“ in Verbindung gebracht werden darf. Viel mehr ist es abzuleiten vom althochdeutschen „hag“, Hag, d. h. umzäunter Grundbesitz, und „stall“ (vom gotischen staldan = bestallen, besigen), bedeutete also so viel wie „Hagbesitzer“, Besitzer eines wenig werthvollen Gutes. Ein solches wurde — nach uralter, bei den Bauern noch heute vielfach geltender Sitte — häufig den jüngeren Söhnen einer Familie gegeben, die dann auch noch in einem Abhängigkeitsverhältnis zu dem durch den Besitz des Hauptbesitzes (Herenhofes) begünstigten ältesten Bruder standen und in der Regel unverheiratet blieben. Wegen dieses letzteren Umstandes wurde dann der Ausdruck Hagelstall schon im frühen Mittelalter schlechthin für die Unverheirateten gebraucht. — Eine noch einfachere Erklärung des Wortes hat schon vor längerer Zeit Heinrich Brucher in seiner „Deutschen Rechts-Geschichte“ gegeben. Er weist darauf hin, daß die altfriesische Gefolgsleute, solange sie am Hofe des Herrn weilten, unverheiratet bleiben mußten; diese Gefolgsleute aber hießen „Hagelsteden“. Die nachfolgende Anekdote vom Kaiserlichen Hofe. wird der „General = Verstehrs = Zeitung“ in verbürgter Weise erzählt. Bevor die Prinzen das elterliche Haus verließen, wurden die Mahlzeiten meistens gemeinsam eingenommen. Besonders liebte es die Kaiserin zuweilen ein besonderes Lieblichgericht ihres hohen Gemahls selbst zu bereiten. Als dies einmal wieder geschehen war, stellte es sich heraus, daß der Kaiser zufällig ohne Appetit war, und das von der Kaiserin bereitete Gericht nicht unterließ. Niedergeschlagen meinte sie: „Schade, ich habe mir damit so viele Mühe gegeben, die war nun ganz vergebens.“ „Ja“, sagte der Kaiser lächelnd, „Alles ist eitel!“ und blickte auf den stets mit einem beneidenswerthen Appetit ausgerüsteten Prinzen Gisel. Derselbe nahm sich sofort der ledernen Speise an. Im Handumdrehen war dieselbe verzehrt. „Habe ich's nicht gesagt!“ lachte der Kaiser, „Alles ist eitel!“ Kurze Hofnung. „Mar, pump' mir nochmal zehn Merl!“ „Ist mir heute leider unmöglich; — aber ich gehn, wenn Du wieder kommst, mit Bezaugnen!“ „Kann ich mich drauf verlassen?“ „Gewiß! Du hast ja versprochen, mir morgen die zuletzt gepumpten zehn Merl wiederzugeben!“ Wäre Gefährde. Die Kunst für das Volk! Im „Boerscheibum“ einer Rentiermännin in H. findet sich, von der Mutter Hand geschrieben, folgender poetische Erguß: „Der Wino wehelt leife durch den Reimen. Dieses wünscht Dich Deine Dir lebende Mutter.“ — Hoffentlich geht der Wunsch in Erfüllung. Historische Befügung. Teurich: „Sind die Eier auch frisch?“ Wirth (bei dem ein Kolar aus der Stadt als Sommerfrischler wohnt): „Jawohl! Der Herr Kolar war persönlich zugegen!“ Annotet. Braundin: „Na, hat Dir Dein Bräutigam das Gemälde, das Du so gut gefallst, gekauft?“ Die alljährliche Braut: „Na, warum nicht gar! ... Der ist so geizig, daß er sogar die Gemälde, die er mir schenkt, selbst macht!“ Modern. Herr (zum Comitemitglied eines Wohlthätigkeitsvereins): „Wie find denn die Ausichten für Euer Feß?“ Comitemitglied: „D, schlechte! Bis jetzt sind 33 Sängern, 5 hrische Tendre, 8 Deklamatoren anemmel und 4 Eintrittskarten verkauft!“ Rückfichtsvoll. Parvenüsgattin (zu dem eingeladenen Nordpolfahrer): „Ich habe Ihnen den Sektflüßel mit Eis unter dem Stuhl gestellt, Herr Professor. ... Sie haben es gewiß gern ein wenig kalt!“ Ausrede. Sie: „Also der Gerichtshof hat Dich wirklich verurtheilt?“ Er: „Ja, die Leute sind gar zu rechtshaberlich.“